

"Leitbild für das Alter im Heim" : des alten Menschen "Idee von sich selbst"

Autor(en): **Abbt, Imelda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des alten Menschen «Idee von sich selbst»

Von Dr. Imelda Abbt, Leiterin Kurswesen VSA

«Leitbild für das Alter im Heim» hiess der Titel der letztjährigen Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal, die am 11./12. November 1986 in Muttenz (BL) durchgeführt wurde. In der Überzeugung, dass ein Leitbild möglichst breit abgestützt sein muss, wurde das Tagungsthema aus anthropologischer Sicht, aus medizinischer Sicht, aus der Sicht des modernen Managements und schliesslich auch aus theologisch-religiöser Sicht betrachtet. Den anthropologischen Gesichtspunkt legte Frau Dr. Imelda Abbt, Leiterin des Kurswesens VSA, dar unter dem Titel «Altersarbeit im Spannungsfeld zwischen Würde und Entmündigung». Ihr Referat wird hier im Wortlaut wiedergegeben. Die diesjährige Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal findet am 10./11. November 1987 in Wattwil statt. Ihr Thema sind die «Psychosomatischen Merkmale des Alters».

Unser Tagungsthema «Leitbild für das Alter im Heim» ist eine Herausforderung für das gesamte Heimwesen. Im Vorfeld dieser Tagung haben wir nicht nur an zwei Praxis-Seminarien («Fördern durch Fordern» und «Leitbild für das Alter»), sondern auch zu verschiedensten Gelegenheiten in Kommissionen wie im Vorstand uns mit diesem Thema befasst. Mich persönlich treibt das Thema schon längere Zeit um. Die gegensätzlichen Meinungen und heftigen Diskussionen, die an verschiedenen Orten ausgelöst wurden und werden, weisen darauf hin, dass die Frage zentral, ja dringend ist für die Zukunft des Heimwesens überhaupt. Und welche Richtung anvisiert wird, darf uns als VSA, aber auch jeden von uns (als Mitmenschen, deren Zukunft vermutlich auch einmal Altsein bedeutet), nicht uninteressiert lassen. Ich freue mich deshalb ganz besonders darüber, dass die diesjährige Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal sich diesem Thema stellt.

Hinter jedem *Leitbild* steht ein bestimmtes *Menschenverständnis*. Und dieses Menschenverständnis gibt dann wieder das Gerippe des Leitbildes ab. Unsere Tagung sucht nach diesem Menschenbild aus grundsätzlich-anthropologischer Sicht (Abbt), aus medizinischer Sicht (Baumann), im weiteren aus der Warte eines modernen Managements (Itin) und zum Abschluss aus theologisch-religiöser Sicht (Lochmann). Damit soll sichtbar gemacht werden, dass das Leitbild sich nicht nur aus verschiedenen Quellen nährt, sondern auch, dass es sich in allen Lebensbereichen praktisch auswirkt. Das Podiumsgespräch möchte dann auch Streiflichter aus der Praxis aufleuchten lassen.

1. Zum Leitbild

Ist es in unserer pluralistischen Gesellschaft überhaupt möglich, von *einem* Menschenbild zu sprechen? Sind es nicht unzählige Bilder? Ist es vielleicht gar eine Versuchung, in der Orientierungslosigkeit von heute auf *ein* Leit-Bild zurückgreifen zu wollen? Muss sich denn der Mensch nicht zu dem, was er jeweils ist, erst machen? Und was ist er denn schon? Woher nimmt er sein Mass? Und kann denn überhaupt von Mass die Rede sein, wenn es nicht auch Masslosigkeit geben könnte? Frühere Epochen mögen es in mancher Hinsicht leichter gehabt haben als wir heute. Die Menschen konnten sich in einer unbefragt hingenommenen Wesensbestimmung des Menschen geborgen fühlen: als Bild oder gar als Kind Gottes, als Vernunftwesen, als einmalige und unersetzbare Persönlichkeit. In solchen Aussagen konnte sich jeder (mit-)verstehen. Und er konnte sich jederzeit an Vorbildern erbauen. Solche Selbstverständlichkeit, die Geborgenheit gab, wurde im Laufe der Zeit aufgeweicht. Im letzten Jahrhundert kam da gar manches in Bewegung. Man suchte den Menschen als Gewächs der Natur zu deuten, als Bündel von Trieben (Macht, Besitz, Geschlecht), als von Gesetzen (der Geschichte, der Psyche, der Gesellschaft) determiniert, usw.

Und heute? Haben sich etwa die Dinge bloss verlagert? Sucht man heute Leitbilder, wo man früher Vorbilder suchte? Und was wäre dabei allenfalls der Unterschied? Ist das Vorbild mehr persönlich, individuell, das Leitbild dagegen mehr sozial, gesellschaftlich? Wo liegt dann aber genau der Unterschied zum «Programm», wie es Parteien, Regierungen, Direktionen usw. schon lange erstellen? Ist ein Leitbild mehr eine Art «Orientierungshilfe» denn eine strategische Anleitung zum Handeln? Wo ist dann aber der Unterschied zwischen Leitbild und «Ideal»?

Ich mache mich nicht anheischig, all diese Fragen bündig aufzulösen. So weit ich sehe, ist der Begriff «Leitbild» erst in jüngster Zeit entstanden und hat vor allem im Wirtschaftsbereich Konjunktur. Dass die Frage und Suche nach einem Leitbild auch auf das Alter im Heim übergreift, ist Ausdruck einer gewissen Not und Ungeborgenheit, wenn nicht gar Heimatlosigkeit. Jeder von uns, auch ich, kennt diese Not in der Suche nach einem Mass. Das muss uns um so mehr zur Suche nach Grund-Setzendem in der Einstellung dem alten Menschen im Heim gegenüber treiben, um daraus Perspektiven für die Zukunft der Heime zu gewinnen.

2. Zum Menschenbild

Max Scheler meinte einmal: «Obwohl wir soviel wissen, weiss der Mensch nicht mehr, was er ist, und weiss, dass er es nicht weiss.» Doch kann er so nicht leben. Der Mensch

muss Inhalt und Richtung seines Lebens wählen. Er bedarf dabei eines Bildes, das ihn bei der Wahl leitet. Eine Wahl aber will bedacht sein. Reine Willkürlichkeit könnte schlimme Folgen haben. Das Bild, das der Mensch von sich selber hat, leitet ihn ja bei allen wichtigen Entscheidungen, selbst wenn er ihm nicht immer folgt. Und nicht nur das, gewöhnlich wirkt es sich bis in die kleinen Belanglosigkeiten des Alltags hinein aus. Der Mensch versucht so zu sein, wie es seinem vorgefassten Bild von sich entspricht. Und ohne ein solches Bild von sich kann der Mensch, nochmals sei es gesagt, nicht leben!

Ein solches Bild von sich ist daher nicht etwas Überflüssiges nicht ein kleinerer oder grösserer Luxus, sondern etwas Notwendiges. Es betrifft aber nie nur *meine* Wirklichkeit, sondern immer auch die von andern Menschen. Dies ist bei der Suche und schliesslich bei der Wahl des Bildes von sich als Mensch zu berücksichtigen. Und es müsste auch zur Klarheit bezüglich Fragen kommen wie: Warum muss ich den/die andern berücksichtigen? Was ist das Spezifische und uns allen Gemeinsame als Menschen? Deswegen suchen denn auch Menschen seit je nach dem Bild für alle Menschen, nach Normen für die wahre **Menschlichkeit** überhaupt. Da kann es natürlich nicht mehr willkürlich zu und her gehen. Das wäre ein unverantwortlicher Eingriff in die Sphäre anderer. Und so hofften diese Sucher, und hoffen noch heute, dass sich ihnen diese Norm zeigt, damit sie «Gleichsam von der Wahrheit selbst genötigt» (Aristoteles) den gemässen Weg einschlagen könnten.

Der Mensch sucht also nicht nur nach einem Bilde von sich persönlich, sondern auch von anderen (allen) Menschen, ein Bild, von dem er sich leiten lassen kann, nach dem er sich selber formen kann und nach dessen Massgabe er auch auf andere Einfluss nehmen – sie zum Beispiel erziehen – darf. Dieses Bild kann er nur in sich selber finden, in seinen spezifisch menschlichen Vermögen, in der Vernunft, in seinem Glauben. Er soll werden, was er gemäss Vernunft/Glaube sein soll, was er auch sein kann und was er im Grunde auch sein will. Sollen, Können und Wollen sind urmenschliche Phänomene und hängen mit der Vernunft zusammen. Doch ist das Handeln nach dem gewonnenen Bild nie etwas, das sich ohne freies Wollen, automatisch quasi, einstellt, auch wenn es von einem noch so allgemeinen, scheinbar selbstverständlichen Bild vom Menschen geleitet wäre. Es braucht je und je die Entscheidung, jedes einzelnen, immer wieder. Ein Neuanfang, eine Umkehr, verstärkte Anstrengungen sind zum Beispiel immer möglich, auch Verlagerungen, neue Akzentuierungen, neue Gewichtungen; kaum freilich völlige Neuschöpfungen! Der Mensch bringt nämlich auch bei solchen angeblichen Neuschöpfungen oder Neusetzungen sich selber mit. Und so sind Neuorientierungen in der Regel nur innerhalb bestimmter Bandbreiten möglich.

3. Erfahrung und Offenheit

Selbst bei eigentlichen Neuorientierungen stehen wir immer schon in einem Erfahrungsstrom. Eine Ur-Erfahrung ist zum Beispiel die Verzeitlichung und das damit verbundene tägliche Älter-Werden. Das ist keine Krankheit, sondern Bestandteil unseres Daseins. Alter und Älter-Werden gehören zum Alltag und sind Teile unseres Lebensprozesses. In diesem Prozess stehen wir alle. Das bedeutet, dass sich alle, Junge und Betagte, dazu auch Gedanken machen können. Jüngere sind dabei stärker

Dazulernende, sind sie doch noch nicht so «erfahren» wie alte Menschen. Aber weil sie selber auch die Erfahrung des Älter-Werdens machen, sind auch sie von einem Leitbild für das Alter bereits mitbetroffen. Weichen, die heute gestellt werden, bestimmen morgen auch ihr Dasein im Alter.

Wir wissen ferner, dass eigene Betroffenheit den Horizont leicht enger machen und damit die Sicht für weitere Zusammenhänge verdecken kann. Eine Orientierung am Grundsätzlichen kann dem ein Stück weit entgegenwirken. Es hilft, in distanzierter Vertrautheit nicht nur den eigenen Standpunkt in Überlegungen miteinzubeziehen, sondern auch den anderer, und uns vor voreiligen Verallgemeinerungen zu bewahren und vor blossen Modeströmungen in acht zu nehmen. Es ist doch ebenso einseitig zu sagen, nur die Alten könnten sagen, was richtig ist für sie, wie, nur die Jungen könnten sagen, was richtig ist für die Alten (und für ihr eigenes zukünftiges Alter). Zieht man alle «grundsätzlich» möglichen Standpunkte in Betracht, wird man sich hüten, das Alter bloss von einem einzigen Standpunkt – vom Biologischen zum Beispiel, vom Sozialen, Kulturellen, Ethischen, Religiösen usw. – aus zu sehen. Wir sind dann eher geneigt, das Gespräch mit Vertretern bestimmter Standpunkte, mit Fachleuten aller Art, mit Menschen unterschiedlicher Werthaltungen zu suchen. Öffentliche Altersfragen sind ja schliesslich nicht nur eine (grundsätzliche) Standpunktfrage, sondern müssen auch die geschichtlichen, kulturellen, politischen usw. Umstände miteinbeziehen.

Von daher ist es sinnvoll, dass solche Leitbilder von vielen mitdiskutiert und mitentworfen werden. Aber auch der Blick zurück kann wertvoll und hilfreich sein. Die ganze Menschheitsgeschichte ist ja ein Feld, in dem um Leitwerte gerungen wurde. Was hatte die Menschen damals geleitet? Wie sind sie damit zurechtgekommen? Welche positiven bzw. negativen Erfahrungen hatte man machen müssen? Und warum? Von besonderem Interesse ist es natürlich, die jüngste Vergangenheit zu befragen. Warum scheinen bisherige Lösungen nicht mehr zu genügen? Was hat sich geändert? Warum halten die alten Maßstäbe («Leitbilder») nicht mehr? Was ist aus anthropologischer Sicht als unverzichtbar in die Diskussion und die sich anbahnenden Entscheidungen einzubringen? Um dieses Unverzichtbare, das uns auf der Suche nach einem «Leitbild für das Alter im Heim» begleiten soll, geht es im folgenden. Und es ist meine Hoffnung, die ich mit einer Bitte an Sie verbinde, dass Sie sich in Ihrem Heim diesen entscheidenden Fragen nicht entziehen. Schön wäre es, wenn Sie von dem angesprochenen Unverzichtbaren bis in ihre alltäglichen Entscheidungen hinein durchdrungen wären. Damit es keine Missverständnisse gibt: Dies Unverzichtbare stellt noch nicht das Leitbild für das Alter im Heim dar. Es ist aber das, aus dem heraus Leitbilder gespiesen sein müssten.

4. Altersarbeit im Spannungsfeld zwischen Würde und Entmündigung

Für die Altersarbeit spielt wohl kein Spannungsfeld eine so wichtige und doch auch problematische Rolle wie die von Würde und Entmündigung. Der voranschreitende – geistige, psychische, physische – Abbau lässt sich bei alten Menschen nicht aufhalten, was für deren Betreuung unweigerliche Folgen haben muss. Aber, wie weit kann bzw. darf man als Betreuer und als Verantwortlicher ganz

«Das Elend des Heimes – Der Widerspruch als Chance»

VSA-Kurs für Heimleiter, Heimmitarbeiter und Vertreter von Heimträgerschaften

15./16. September 1987

Kursleitung: Dr iur. Heinrich Sattler

Ist das Heim mit so vielen und schweren Geburtsgebrechen behaftet, dass es als absolut untauglicher Versuch, menschliche Gemeinschaft zu schaffen, gelten muss, der auf jeden Fall im Elend endet?

- Weil es – künstlich geschaffen – immer an seiner Künstlichkeit kranken muss, seinen künstlichen Begegnungen, seinen künstlichen Aktivitäten und Therapien, seiner professionell verabreichten Mitmenschlichkeit?
- Weil es als Gebilde mit zwei scharf getrennten sozialen Klassen, Helfer und Abhängige, nie sozial lebendig werden kann?
- Weil es das Eigentliche, die Qualität der menschlichen Begegnung, nicht vorzeigen, sie nicht beweisen kann und sich deshalb der Öffentlichkeit gegenüber und mit der Zeit auch im Selbstverständnis auf das Vorzeig- und Beweisbare konzentriert, auf die «schönen» Bauten und Möbel, das «gute» Essen, die sauberen Böden, die perfekte Organisation, den mit Spezialisten garnierten Stellenplan, die technisch perfekte Pflege, die Betreuungs-, Erziehungs- und Personaleinsatzpläne und die Kulturaktivitäten?
- Weil eine Gemeinschaft von Menschen mit allzu gleichartigen «Problemen», von «pflegebedürftigen» Betagten, von «geistigbehinderten» Jugendlichen, von «erziehungsschwierigen» Kindern, nie lebensfähig werden kann?
- Weil der Mensch nicht mehr Mensch sein kann, wenn all seine Lebensbereiche unter *einer* Organisation und an *einem* Ort vereinigt sind?
- Weil die Verwaltung immer das Lebendige abwürgt, da der Mensch etwas anderes ist, als die Summe von mehr oder weniger befriedigten Teilbedürfnissen, an die das Verwaltungsdenken anknüpft?
- Weil im Heim nur Scheinfreiheiten bleiben, bestenfalls die Freiheit, den Salat vom Buffet zu wählen, nicht aber die Freiheit, den Zimmernachbarn oder den Betreuer, der mich pflegt, oder den Erzieher, der Gute Nacht sagt, auszuwählen?
- Weil wir für die Arbeit im Heim weder genügend noch ausgebildetes noch persönlich geeignetes noch engagiertes Personal finden?
- Weil die Sozialwissenschaftler, die oft vorgeben, die geeignete Therapie für den Patienten im Heim zu kennen, meist nur in wissenschaftlichem Jargon verpackte Techno-Trivialitäten zum besten geben, da sich die eigentlichen Probleme des Menschen nicht quantifizieren lassen und sich deshalb beharrlich dem, was sich wissenschaftlich nennt, entziehen?

Ist das Heim aus diesem und tausend andern Gründen sozial nicht lebensfähig, ein Elend, das nur existiert, weil die Leistungsgesellschaft willens ist, sich von persönlichen Verantwortungen loszukaufen?

Schöpfen die, die im Heim wohnen und arbeiten, ihre Hoffnung und Kraft bestenfalls aus dem bereits etwas strapazierten Hölderlin-Wort «Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch»?

Oder zeigt sich dies Rettende konkreter, wenn wir anders fragen, wenn wir widersprechen?

Zeigt nicht die Erfahrung, dass Zwangsgemeinschaften oft zu echten Gemeinschaften wachsen? Kann nicht auch die Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe über eine Art Kultur der Nachbarschaft zur wirklichen Gemeinschaft werden? Ist nicht das Heim oft eine Insel nicht nur der Sicherheit (das auch), sondern der Freiheit vor familiärem und sozialem Druck? Ist nicht die Offensichtlichkeit, in der sich im Heim gesamtgesellschaftlich gegebene Probleme stellen, eine Chance, mit ihnen bewusst umzugehen? Wird nicht das Heim so zum Beweis dafür, dass eine technische Antwort auf eine menschliche Frage immer verkehrt ist? Muss das Heim nicht – wenn es überleben soll – zu einem Ort der innern und äussern Kultur werden, wo vor allem die Kunst der Begegnung gepflegt wird, weil es offensichtlich ist, dass wir alle gottlob dazu verurteilt sind, diese Kunst zu lernen?

Kursort: Paulus Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Datum: Dienstag, 15. September/Mittwoch, 16. September 1987
Zeit: Jeweils 09.15 bis 16.30 Uhr
Kurskosten: Fr. 240.–
12 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit persönlicher Mitgliedschaft
9 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung für TeilnehmerInnen mit persönlicher Mitgliedschaft
Anmeldung: bis 30. August 1987 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 47 07 (vormittags)

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt.

Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen und die Rechnung erhalten Sie spätestens 1 Woche vor Kursbeginn.

Anmeldeformular («Das Elend des Heimes – Der Widerspruch als Chance»)

Name, Vorname _____ Name des Heims (Arbeitsort) _____
Adresse, PLZ, Ort _____
Unterschrift, Datum _____ VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein
Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

allgemein mit eigenen Folgerungen gehen? Das Problem ist wohl nie endgültig lösbar. Man wird immer wieder um Lösungen ringen müssen. Dazu soll das folgende ein Beitrag sein.

Würde und Entmündigung, dieses Spannungsfeld löst Hoffnungen und Angst aus. Hoffnung, dass die Würde (eventuell einst auch meine Würde) auch dort respektiert werde, wo – äusserlich gesehen – ein Mensch sich nicht mehr wehren kann; Angst, dass man als alter Mensch so zur Last fällt, dass andere Mühe haben, die menschliche Würde in einem trotz allem zu respektieren. Die Angst steckt in uns allen, weil wir einerseits alle verschiedenen Möglichkeiten haben, mit (hilflosen) Menschen umzugehen, und weil wir andererseits alle auf andere angewiesen sind, im Alter noch viel mehr als bereits jetzt.

(Mit-)Menschlichkeit und Würde gehören zusammen

Der andere ist so wie ich und doch anders. Weil er so ist wie ich, kann er mir echt helfen. Weil er anders ist, kann er an mir «vorbei» helfen, sogar so stark, dass ich mich verletzt zu fühlen beginne. Doch *sollte* das nicht sein. Es widerspricht dem Sinn von «helfen». (Mit-)Mensch-Sein und Respekt vor menschlicher Würde gehören unabdinglich zusammen, in jedem Menschen, im Betreuer wie im Betreuten. Wo einer der Für-Sorge bedarf, zum Beispiel bei einem Pflegefall, fällt die Initiative für Menschlichkeit an den, der ihm Fürsorge leisten kann. Denn dieser ist nicht in einem bedürftigen oder gar hilflosen Zustand, er kann seine geistig-seelisch-körperlichen Fähigkeiten gebrauchen und zur Hilfe einsetzen. Es ist dies nicht immer ein Muss. Oft entsteht daraus Freude und sogar Erfüllung.

Der Betreuer ist freilich in der besseren Position. Aber nicht nur das. Er kann auch erfahren, dass er trotz allem Bemühen ein hilfloser Helfer ist, dass er selbst Hilfe nötig hätte. Nicht helfen können, zuschauen müssen wie der Betreute leidet, wie der zu betreuende Mensch langsam dem Ende entgegengeht, kann dann belasten. Noch schwinden dem Betreuer die eigenen Kräfte nicht, von Gebrechen spürt er noch nichts oder wenig, aber er weiss, dass er davon nicht auf immer gefeit sein wird. In diesem Sinne erfährt er sich dem Betreuten auch als ähnlich oder gar im Grunde gleich. Auf einmal ist es dann nicht nur er, der gibt, er *empfängt* auch, vom Betreuten, innerlich. Er wird reicher bezüglich seines eigenen Selbstverständnisses als Mensch.

Grenzerfahrungen

Grenzen nicht nur täglich zu sehen, sondern ihrer als eigenem Los existentiell innezuwerden, ist eine Vorbedingung zu einem tieferen Menschsein. Es wird einer nicht nur fähig, den andern als gleichen zu akzeptieren, es lässt die Erfahrung von Grenzen auch das *Jenseits* der Grenzen deutlicher ins Bewusstsein treten. Um Grenzen *als* Grenzen erfahren zu können, muss einer ja auch darüber hinaussein. Es kann Grenzen als Grenzen nur erfahren, weil er zum Beispiel auch um Freiheit weiss. Bei Alten ist die äussere Freiheit oft eingeschränkt, vor allem wenn sie auch noch krank und hilflos sind. Aber Freiheit hat auch eine innere Seite. Diese äussert sich u.a. darin, dass der alte Mensch das Enger-Werden seiner Grenzen annimmt, dass er sich gegen das Leiden nicht (mehr) auflehnt, dass er dem Tod gefasst entgegenseht. Das ist nicht selbstverständlich. Was äusserlich wie Phasen abläuft (E. Kübler-Ross), muss nicht innerliche Parallelen haben. Freiheit

kennt keine Phasengesetze. Der Betreuer hat zu diesem inneren Bereich keinen Zutritt, es sei denn, der Patient erschliesst sich ihm. Und die Haltung des Betreuers, die sagt: «Du bist wie ich, ich bin wie Du», ermöglicht oder erleichtert dem Betreuten das Reden über das, was in ihm vorgeht.

Ein solcher Betreuer kann auch verstehen, was ihm der Betreute non-verbal sagen möchte. Er wird zum Begleiter, von dem etwas sehr Grosses, freilich auch Schwieriges erwartet wird: das Zu-Ende-Gehen eines andern Lebens mitzutragen. Das verlangt ein Gespür für Nähe und Distanz. Es verlangt Behutsamkeit, Offenheit, Vertrauen – aber auch die Bereitschaft, im Zu-Ende-Gehen des andern das eigene Zu-Ende-Gehen mitzuakzeptieren. In solchen und ähnlichen existentiellen Lebenserfahrungen kann m.E. auch ein ganz persönlicher Sinn in der Arbeit mit Alten gefunden werden – ich meine ein Sinn, nach dem die Haltung des Seins (Erich Fromm) aus ist.

Würde trotz Abbau der Mündigkeit

Eine solche Haltung in der Altersarbeit stellt sich freilich nicht automatisch ein. Sie hat immer mit der Freiheit des einzelnen zu tun. Wer aus dieser Haltung heraus da ist für den Heimbewohner, weiss zuinnerst um die eigene wie des andern Würde und weiss Grenzen zu ziehen, die niemals überschritten werden dürfen. Eine solche Grenze ist zum Beispiel die aktive, vorzeitige Entmündigung. Es ist natürlich nicht auszuschliessen, dass ein zu betreuender Mit-Mensch geistig so abbaut, dass andere für ihn entscheiden und handeln müssen, dass er also seine Mündigkeit verliert. Aber das Für-den-Andern-Entscheiden muss angemessen bleiben.

Was aber ist das Mass, an dem zu messen ist? Es ist die Würde des Menschen! Diese resultiert aber aus der inneren Freiheit und Verantwortung für sein eigenes Leben, im Prinzip bis zum Tode. Wie ist dann aber mit der Würde anderer konkret umzugehen, wenn man zum Beispiel mit ihnen kaum noch kommunizieren kann? Die Antwort eines (bereits 70jährigen) Chefarztes einer Geriatrieabteilung, dem ich die Frage stellte, wie er denn die Würde des Menschen heute praktisch sehe, beschäftigt mich noch immer. Er meinte: die Würde des Menschen bedeutet, dass der Mensch die «Idee von sich selbst» verwirklichen soll, und dies auch dann noch, wenn die äussere Würde (fast) nicht mehr sichtbar ist. Der Arzt kam übrigens gerade von einem Patienten, der sich durch Erhängen das Leben nehmen wollte und der dadurch äusserlich sehr verunstaltet war. Trotzdem bemerkte er noch: Hinter dieser Unansehnlichkeit das menschliche Geheimnis zu sehen, sei und bleibe Auftrag des Arztes! Die «Idee von sich selbst» zu verwirklichen meint konkret, eine Bestimmung zu haben, über die kein anderer Mensch verfügen kann. Man kann mit einem gewissen Recht sagen, der Mensch sei die Sehnsucht des Lebens nach sich selbst. Er sucht das lebenslänglich zu verwirklichen und braucht dazu Mündigkeit. Als kleines Kind, als Jugendlicher, aber auch als Betagter möchte er *sein* Leben führen und auch sein eigenes Sterben leben!

Altersarbeit im Dienste der Mündigkeit

Altersarbeit hat daher im *Dienste* der Mündigkeit zu stehen. Die daraus folgenden Konsequenzen für den Umgang mit Betagten, mit Leidenden, mit Sterbenden,

aber auch mit Behinderten, mit Jugendlichen usw. sind enorm. Sie können natürlich nicht fein säuberlich in einem Merkblatt festgehalten werden, sondern sind immer neu zu tätigen, in Rücksicht auf eigene und fremde Mündigkeit. Wenn dieses unverzichtbare Bild des mündigen (wenn auch äusserlich hilflosen und abgebauten) Menschen im Hintergrund steht, hat das im medizinischen, im wirtschaftlich-ökonomischen und auch im theologischen Bereiche (diese werden in unserer Tagung explizit angesprochen werden) Auswirkungen. Aber auch die Aus-, die Fort- und Weiterbildung muss bei allem technischen Können diese «Selbstverständlichkeit», dieses «Sich-selbst-Verstehen» des Menschen durchscheinen lassen.

Die Bestimmung des Menschen ist ein Ineinander von Abhängigkeit und Freiheit, von Bestimmung und Aufgabe. Der Mensch muss mit diesen Komponenten immer ringen, er muss sich ihnen lebenslänglich öffnen, muss sich mit ihnen immer von neuem auseinandersetzen. Und er hat auch die andern hierin zu fördern. Diese Aufgabe erlischt erst mit dem Tode.

5. Anthropologische Forderungen für ein Leitbild in der Altersarbeit

Damit können wir unverzichtbare anthropologische Forderungen für ein Leitbild in der Altersarbeit formulieren. Einbezogen sein müssen die Würde, die Freiheit, die Mündigkeit und die Letztverantwortung. Das kann sich theoretisch anhören lassen. Wenn wir dabei aber auf uns selber merken, dann klingen doch in uns auch unüberhörbare Töne an, die *uns*, jeden von uns, im Innersten angehen. Zu Beginn sagte ich, dass die Suche nach dem Leitbild aus Ungeborgenheit, ja Entwurzelung heraus geschieht. Dem möchte ich nun anfügen: Statt diese Entwurzelung dauern zu bejammern, können wir darin auch eine Chance sehen. Der Versuch, alles zu verwalten, auch das Ineinander von Freiheit und Abhängigkeit computerfähig zu machen, muss, konsequent durchgezogen, in die Entmündigung der Menschen führen und diese letztlich zur Masse, zur berechenbaren Menge degradieren. Ich glaube nicht, dass das der Mensch einfach hinnimmt, und zwar deswegen, weil er es von innen heraus nicht hinnehmen kann! Praktische Vernunft (Kant) kann das nicht hinnehmen. Christlicher Glaube ohnehin nicht! Es kann nicht Aufgabe des VSA sein, vorhersehbare Fehlentwicklungen zu unterstützen. Es wäre freilich auch falsch, sich den Vorteilen neuer technischer Entwicklungen zu verschliessen. Aber es geht um das Mass, um die Berücksichtigung des unverzichtbar Menschlichen!

Der bedürftige Mensch mit seiner unaufgebbaren Bestimmung als Mensch ist die Achse im Heim, um den sich alles drehen muss, sowohl das Ökonomische als auch wie die Gestaltung der menschlichen Verhältnisse. Die Verantwortung des einzelnen Heimbewohners wie der Respekt vor seinen letzten Lebensfragen, darf nicht übergangen werden bzw. verloren gehen. Unsere Tätigkeit im VSA in den vergangenen Jahren war ein dauerndes Ringen darum. Und es war nicht als graue Theorie gemeint. Es sollten daraus Konsequenzen bis in den oft beschwerlichen Alltag, bis in seinen «materiellen» Bereich hinein, gezogen werden!

In der Reihe Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band V erschienen unter dem Titel

Selber treu sein

Personalität als Aufgabe

Dieser interessante fünfte Band der Reihe enthält Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann und Rudolf Zihlmann. Im Vorwort schreibt Martin Meier, Bern, der Präsident des VSA: «Es entsteht ein neues Bedürfnis nach Wert und Sinn. Wir sollten uns fragen lassen, wie weit der Top-Service unserer Heime Wesentliches hinterlässt. Was steckt hinter den Erziehungstechniken, therapeutischen Verfahren, hinter Ergotherapie, Physiotherapie und Sterbehilfe? Steht der «Klient» oder «Patient» trotz allen gutgemeinten Anstrengungen in den eigentlichen Fragen seines Lebens nicht allzu oft alleine da? Der VSA freut sich, dass in diesem Buch das innerste Anliegen seiner Arbeit aufgegriffen wird. Wir wollen dafür eintreten, dass in unseren Heimen das Menschsein und die Menschenwürde geachtet und vertieft wird. Sollen Heime zur Heimat werden, so ist in ihnen, wo so viel Macht, Ohnmacht, Anklage, Rechtfertigung, Leid und Freude, Zweifel und Hoffnung zusammenkommt, eine menschliche Nähe zu pflegen, die spürbar da ist».

Band V ist zum Preis von Fr. 13.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind. (Ohne Porto und Verpackung!)

Bestellung

Wir bestellen hiermit

- Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60
- Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» – Texte von Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid u. a. Fr. 14.70
- Expl. Band III
«Begrenzt Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow, Hermann Siegenthaler, Urs Haeblerlin u. a. Fr. 18.60
- Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum des VSA Fr. 19.—
- Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

Name und Vorname _____

Genauere Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.